

ZEITSCHRIFT FÜR ETHNOLOGIE

Organ der Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte



Dreihundertachtzigster Jahrgang
1931

Mit 228 Abbildungen und Karten im Text

BERLIN
JULIUS SPRINGER
1931

[title page]

Die Cayapa-Indianer¹⁾.

Von

Max Heilmann.

In der edelsten Ecke im Nordwesten der Republik Ecuador fließt der Pastazagrad. Bei dem Dorfe Barben mündet einer seiner Nebenflüsse, der Cayapagrad. Am Oberlaufe des Cayapagrades und an den Quellflüssen derselben wohnt das barbare Völkchen der Cayapaindianer, das aus nicht mehr als 1200 Köpfen besteht.

Ich habe niemals begreifen können, warum man sie „unzivilisiert“ und „Wilden“ nennt. Etwas, weil sie sich einfacher, bequemer, zweckmäßiger und viel billiger kleiden als wir europäischen Modeskavaliere! (Aber eben, weil sie ihre eigene, uns unbekannte Sprache sprechen, weil sie nicht lesen und schreiben können und sich nicht mit dem Schulbällast, den „wir Bildung“ nennen, vollstopfen! Oder gar, weil sie andere Sitten und Gebräuche und andere Menschenanschauungen haben!

Eine ist sicher — die Cayapa sind glückliche Menschen, denn sie sind zufrieden mit ihrem Los als wir anspruchsvollen und anmaßenden Europäer, die wir uns auf unsere übertrachtete Zivilisation, auf die uns von der tyrannischen Mode vorgeschriebenen Kleider und auf unsere Schulweisheit so unendlich viel einbilden.

Häufig kommen kleine Gruppen von 5 bis 20 Personen zur Stadt, viele hundert Male habe ich sie schon gesehen, aber immer wieder freue ich mich, wenn ich ihnen kenne, aber wohlhabenden und kräftigen Ge-

¹⁾ Der Verfasser hat 25 Jahre lang (1881–1906) in Tumen (Hidrovostok) als Kaufmann gelebt und war von 1907–1909 Deutscher Vizekonsul für das Departamento Napo. Obwohl er nie in den Dörfern der Cayapa gewesen ist, hat er doch Tausende von ihnen „wie 100 Male“ gesehen und erzählt, dass sie kommen häufig nach Tumen. Außerdem sind mehrere Angestellte von ihm in den Cayapadörfern gewesen und haben ihn mit Nachrichten versehen (s. Th. Freud).

stalten begegne. Die Männer sind nicht größer, als 150—160 cm, die Frauen kaum 140 cm. Ihre Hautfarbe ist kupferbraun. Ihre Körper sind sauber, und noch niemals habe ich Cayapa mit Ausschlägen oder Geschwüren gesehen und nur selten welche mit Narben. Ihr Haar ist dick, straff und von stumpfer, schwarzer Farbe; die bartlosen Männer tragen es halblang bis zum Nacken, den Frauen hängt es lose und wild über Rücken und Ohren, teilweise noch Stirn und Backen bedeckend. Die Kleidung ist sehr bescheiden; bei den Männern besteht sie aus einem ärmellosen, hemdartigen, losen Gewand, das meistens nur eben über die Hüften reicht, manchmal aber auch länger ist, bis zu den Knien, und in diesem Falle das Festkleid zu sein scheint, denn es sieht reicher aus, da es an den Kanten mit andersfarbigem Stoff besetzt ist. Diese Kleider sind aus dünnen, grell-



Abb. 1. Cayapa-Indianer (nebst zwei Kolumbianern).

bunten, billigen Baumwollstoffen. Bei besonderen Gelegenheiten ziehen sie auch Galagewänder an, die sich von den alltäglichen dadurch unterscheiden, daß sie geradlinig oder in Zickzack mit kleinen, weißen Muscheln besetzt sind, und dazu legen sie als höchsten Schmuck zwei bis zehn lange Halsketten aus bunten Glasperlen um und auch für ihren Geschmack als besonders schön geltende Hals- und Armbänder, nämlich die jedem bekannten 6 cm breiten, blauen Pappen mit je einem Groß weißer, porzellanener Hemdenknöpfe darauf, so wie sie von den europäischen Fabriken geliefert werden. Es gibt auch Gecken und Modenarren unter ihnen, die sich irgendwo eine abgelegte, alte schwarze Weste erhandelt haben, die sie mit einer Menge weißer Muscheln und Knöpfe verzieren und dann als eine Art Jäckchen offen über ihrem roten oder blauen Hemde tragen. Und wie glücklich ist erst der Jüngling, der sich zu all dieser Pracht noch einen runden, steifen Filzhut verschafft hat; mag dieser auch noch so schäbig, verbeult und speckig und für seinen dicken Schädel mit dem dichten Haarschopf viel zu klein sein, er ist stolz auf seine Eleganz und würde in dieser Hinsicht nicht einmal mit einem Gouverneur tauschen. Der Gobernador de los Cayapas, das ist einer ihrer Häuptlinge, ein Kazike, und jedes Dorf oder jeder Distrikt hat einen solchen. — ja freilich —

das ist ein großer Herr — der kann es sich leisten — der trägt über dem roten Kattunhemd nicht nur eine muschelbenähte Weste, sondern über dieser zuweilen auch noch einen langen, schwarzen Schoßrock, den ihm ein Don Soundso verkauft oder geschenkt hat, weil er diesem zu eng, zu unmodern oder zu schäbig geworden war. Und um Hals und Handgelenke trägt er ganz besonders breite Knopfpappen, wie es seiner Würde geziemt. Selbstverständlich wäre es für ihn als Gouverneur unpassend, ohne Kopfbedeckung zur Stadt zu kommen, und sei sie in Ermangelung eines schwarzen Filzhutes auch nur ein selbstverfertiger Palmstrohhat. Beinkleider und Schuhe trägt auch er nicht, so etwas ist überflüssig und lästig, aber dafür hält er wichtig in seiner rechten Hand einen anderthalb Meter langen Holzstab mit einem silbernen Knauf daran als besonderes Zeichen seiner Stellung und Macht.

Die Kleidung der Frauen ist viel einfacher und notdürftiger als die der Männer; sie besteht nur aus einem zwei Meter langen Stück Kattun von blauer, schwarzer oder roter Farbe, das stramm um den Unterkörper gewickelt und mit einer Bastgarnschnur um die Hüften festgebunden wird. Der Oberkörper bis zu den Hüften und die Beine bis zu den Knien bleiben vollständig unbedeckt. Als Schmuck tragen sie um die Handgelenke gewickelt lange Schnüre aus winzigen farbigen Glasperlen und um den Hals lange bunte Perlketten, auch selbstgemachte Perlmuttergehänsel, und einige Bessersituierte haben außerdem noch Schnüre mit großen Silbermünzen daran. Perlketten in großer Anzahl werden auch von jungen Männern während ihrer Bräutigamszeit getragen. Die Toilettenfrage der Frauen macht den Ehemännern also keine großen Sorgen. Die Kinder laufen bis zu ihrem sechsten Lebensjahre ganz nackt umher, nur daß ihnen ebenfalls schon Perlen- und Knopfschmuck umgehängt wird.

Mit einem langen Paddel mit blattförmiger Schaufel in der einen Hand und in der anderen einen kleinen Netzkorb mit möglichst leichtem Inhalt schreiten die Männer voran, und hinter ihnen her trotten die schwerbeladenen Frauen in kurzem, wiegenden Laufschrift und die Kinder. Schon bei ihrem Besuch hier in der Stadt sieht man, daß der Frau die Rolle des Last- und Arbeitstieres zugeteilt ist. Auf dem Rücken tragen die Frauen vollgepackte große Rohrkörbe an um die Stirn gelegten Gurten, auf ihrer vorgeschobenen Hüfte sitzt ihr jüngstes Kind in reisender Stellung, vom Arm der Mutter umschlungen und festgehalten, und mit der anderen Hand schleppen sie noch ein Bündel und den Kochtopf.

Einer ihrer ersten Besuche in der Stadt gilt dem Pfarrer. Dieser erzählt, die Cayapa seien Katholiken. Aber das stimmt nicht. Vermutlich gehen sie nur deshalb zum Priester, weil dieser ihnen mit Heiligenmünzen, die doch als Schmuck am Halse sehr hübsch sind, und durch andere kleine Geschenke die Segnungen der katholischen Kirche zu beweisen versucht. Zu Hause bei sich haben sie ihren eigenen Kult.

Heiter, weil sie wieder beschenkt worden sind, kommen sie aus dem Pfarrhause und schlendern dann durch die Geschäftstraßen, neugierig, staunend und bewundernd gehen sie von einem Kaufladen in den anderen. „Chindo, Kachindo, compadre!“ rufen die Straßenjungen hinter ihnen her (die beiden ersten Wörter sind aus der Cayapasprache, das dritte ist spanisch; der Satz heißt: „Wohin gehend, Gevatter!“). „Caminando, viendo, comprando, compadre“ („spazierend, sehend, kaufend, Gevatter“) antworten die Männer höflich, aber in sehr mangelhaftem Spanisch.

Die neuen, kleinen Kanus, die Baumbastmatten (damajagua), die Palmblattfächer, den Kautschuk und die Rollen Lianen (diese werden bei dem Bau der Bambushäuser zum Festbinden der Palmblätter auf den

Dächern und zu einigen anderen Sachen an Stelle von Stricken verwendet), die sie aus ihren Dörfern mitbrachten, haben sie verkauft, und mit dem Erlöse machen sie nun ihre kleinen Einkäufe. Sie sind sehr bedürfnislos und benötigen nicht viel: einige Ellen Kattun, ein Haumesser, etwas Salz, einen kleinen Spiegel, Glasperlen, Fischhaken und Pulver und Schrot für die alte Vorderladefflinte, die der eine oder der andere besitzt. Das ist alles, was ihr Herz begehrt. Es ist wenig, sehr wenig sogar, und doch dauert es lange, sehr lange sogar, bis sie gewählt und sich endlich zum Kaufen entschlossen haben. Da beraten sie erst lange Zeit untereinander in ihrer gutturalen, sonoren Sprache, dann geht das Feilschen los, dann das langsame und vorsichtige Bezahlen, bis sie endlich die gewünschten Waren erhalten haben, und alles wird dann der Frau in den schon fast vollen Tragkorb gepackt. Ängstlich verstecken sich die Frauen und Mädchen hinter den Männern. Wenn man ihnen etwas sagt, antworten sie nicht, obgleich auch sie von der spanischen Sprache genügend verstehen. Es ist ihnen von ihren eifersüchtigen Männern strengstens untersagt, sich mit Männern anderer Rassen und Volkstämme zu unterhalten. Scheu weichen sie zurück. Doch wenn der Eheherr einmal nicht zugegen ist, sondern nur Mutter und Bruder, dann werden auch die Frauen gesprächig, zumal wenn man ihnen mit einem kleinen Geschenk — Spiegel, Halskettchen oder dergleichen — die Zunge löst, und überglücklich sind sie, wenn man ihr kleines Kind liebkosend streichelt, das wie ein braunangemaltes Japanerbaby aussieht und selbst dem fremdesten Manne zutraulich zulächelt. Amüsant ist es, wenn die Frauen eine modern gekleidete Dame in einem Kaufladen treffen, dann umringen sie sie lachend, staunend und bewundernd, aber auf die Spitzenkleider der Weißen scheinen sie nicht neidisch zu sein. Die Männer hingegen würdigen selbst die schönste und eleganteste weiße Dame keines Blickes.

Hübsch sind die Cayapamädchen im Alter von 12 bis 16 Jahren, ihr Körper ist etwas plump, hat aber dann noch schöne Formen. Zuweilen sieht man junge Männer und Frauen mit roten und schwarzen Strichen und Flecken im Gesicht, auf der Brust und an den Armen und Beinen, das sind die Verlobungsanzeigen der Brautleute.

Sie haben ihre Geschäfte in der Stadt nun erledigt und rüsten sich wieder zur Heimfahrt in ihre Dörfer. „Adios compadre, adios comadre“, und schwatzend und lachend, vergnügt und zufrieden eilen sie hurtig zum Ufer, wo ihre Kanus liegen. Auf dem Wege dahin hören sie irgendwo Klavierspiel oder Phonographenmusik. Das müssen sie sich noch schnell ansehen. Geschäftig eilt die ganze Schar in das betreffende Haus und die Treppe hinauf. Ihre Neugierde ist bald befriedigt, sie kommen wieder herunter und nun schnell fort, damit sie die Flutströmung noch gut ausnützen können. Ihre unbemalten Kanus sind 8 bis 10 m lang und 70 bis 90 cm breit, haben eine schlanke, gefällige Form und an den Rändern Verzierungen in schwarzer Farbe. In jedem Fahrzeug nehmen 5 bis 8 Personen Platz, dicht aneinander gedrängt, und daneben liegen ihre geringen Habseligkeiten. Hurtig paddeln sie mit ihren blattförmigen Rudern, lautlos und schnell gleiten ihre Kanus dahin, und bald ist die ganze Schar in der Mündung des Miraflusses verschwunden. Erst in zwei Tagen werden sie ihre Heimatdörfer erreichen. Auf der Reise kampieren sie des Nachts im Freien, am Ufer, auf irgendeinem freien Weideplatz. Aber vorsichtig müssen sie sein. Zuweilen werden sie dort von Negern überfallen und beraubt, und wenn sie sich zur Wehr setzen, kaltblütig erschlagen. Erst vor kurzer Zeit ist wieder eine ganze Truppe von ihnen, Männer, Frauen und Kinder, zusammen 14 Personen, im Miraströme von einigen bestialischen Negern in grausamster Weise ermordet worden.

Doch unsere Freunde sind wohlbehalten in der Heimat am oberen Cayapaflusse angekommen. Schon aus der Ferne begrüßen sie freundliche Rauchwolken ihrer Kochplätze. Ihre Dörfer bestehen aus einigen wenigen, verstreut liegenden Bambushütten von sehr primitiver Art. Im Viereck sind einige unbehauene Baumstämme in den Erdboden gerammt, in einer Höhe von 3 bis 4 m befindet sich der Fußboden aus geschlitztem Bambusrohr, und über diesem in gleichem Abstände ist das aus Blättern der Steinnußpalme hergestellte Dach. Das ist der ganze Bau. Wände irgendwelcher Art haben die Häuser nicht, folglich sind auch Fenster und Türen nicht vorhanden. Als Treppe dient der Stamm des korkenleichten Ceibabaumes (der Ceibabaum liefert die seidenartige Balzawolle, die im europäischen Handel „Kapok“ genannt wird), in dem einige Stufen eingekerbt sind. Diese Treppe wird schräge angelehnt, aber nirgendwo befestigt. Eine Hühnersteige ist leichter zu erklettern als eine solche Cayapaleiter. Um vor Überraschungen unwillkommener nächtlicher Besucher ein wenig sicher zu sein, werden die Treppen während der Nacht in die Wohnräume hinaufgezogen, und wenn eine Familie auf Reisen geht, dann wird die Treppe in den Fluß geworfen, damit sie fortschwimmt, denn es ist ja so einfach und leicht, sich bei der Rückkehr einen neuen Ceibastamm vom nahen Walde zu holen und mit dem Hausmesser schnell einige stufenartige Einschnitte darin zu machen.

Und so einfach und primitiv wie ihre Häuser ist auch das Leben dieser Indianer. Möbel irgendwelcher Art haben sie nicht, sie hocken und schlafen auf dem Fußboden. An Gerätschaften haben sie nur einige Kochgeschirre und was sie für ihre Kanufahrten und zu Jagd und Fischfang nötig haben. Jeder Distrikt hat seinen Gobernador oder Kaziken, der ein strammes Regiment führt und die Ordnung aufrecht hält. Um die Osterzeit herum sind die Straf- und Bußtage, an welchen der Häuptling an allen denjenigen, die sich während des Jahres Missetaten haben zuschulden kommen lassen, Prügelstrafen vollzieht. Die Regierung in Quito läßt die Cayapa ganz unbehelligt, weil sie weiß, daß diese friedfertigen Indianer kein Unheil anstiften und ihr sonstige Ungelegenheiten nicht bereiten.

Auf moralisch hoher Stufe steht das Liebes- und Eheleben der Cayapa. Wenn ein Jüngling sich in ein Mädchen verliebt hat, dann begibt sich sein Vater als Brautwerber zu den Eltern des Mädchens. Ist der junge Mann diesen als Schwiegersonn genehm, dann fordern sie ein möglichst hohes Heiratsgut, das aus Kanus, Haustieren, Gerätschaften und Lebensmitteln besteht. Ohne einen guten Preis erhalten zu haben, geben sie die Tochter nicht her. Es ist bei ihnen also umgekehrt als bei uns in Europa, wo die junge Dame mit einer Mitgift ausgestattet sein muß, um sie an den Mann bringen zu können.

Um nun herauszufinden, ob ein solcher verliebter Cayapajüngling auch schon im heiratsfähigen Alter ist und eine Familie ernähren kann, wird er mit Blasrohr, Bogen und Pfeilen, also mit Waffen, die er sich selbst anfertigen kann, in den Wald geschickt, um ein Sahino (Art Wildschwein) zu erlegen. Gelingt ihm dieses Jagdkunststück, dann hat er den Befähigungsnachweis gegeben, und die Hochzeit kann vorstatten gehen. Aber vorher wird er noch zum Kaziken gerufen, der ihn aufklärt, daß die Ehe nicht nur Freuden bringt, sondern auch Bitternisse, und ihn fragt, ob er letztere auch ertragen könne. Selbstverständlich kommt eine bejahende Antwort. Und nun wird er auf die Probe gestellt. Er muß sich seinen Rücken entblößen, auf den der Kazike hundert derbe, an Fingern und Zehen wohlgezählte Rutenschläge niederausläßt. Hat der Bräutigam weder geschrien noch geizt, sondern die Schläge, wenn auch mit zusammengepreßten Zähnen, mutig und standhaft ertragen, dann hat er die Prüfung

bestanden, und die Hochzeitszeremonie kann nun vom Kaziken vollzogen werden.

Ein Festmahl wird veranstaltet. Alles, was Feld, Wald und Fluß an Eßbarem liefern können, wird zu Speisen verarbeitet, und dazu gibt es große Mengen von Chicha, Guarapo und Masato (Getränke aus Mais, Zuckerrohr und Bananen). Alle Bewohner des Dorfes stellen sich ein, um am Feste teilzunehmen, viele von ihnen haben einen praktischen Sinn, sie bringen sich Mates und Calabazas mit, das sind Schüsseln und Krüge aus den Schalen von kürbisähnlichen Früchten, und da hinein tun sie den größten Teil der ihnen dargebotenen Speisen und Getränke, um solche nachher mit nach Hause zu nehmen. Erst wenn alle sich bis zum Platzen vollgefressen haben und die meisten schon reichlich betrunken sind, geht die Hochzeitsfeier zu Ende, und das Brautpaar wird endlich allein gelassen und zieht in seine Hütte. Aber bevor Bräutigam und Braut die Liebe voll und ganz genießen dürfen, haben sie erst eine lange und grausame, weil enthaltungsvolle Prüfungszeit durchzumachen. Sie wohnen zusammen und schlafen zusammen unter ihrem gemeinsamen Moskitonetz aus rotgeblütem Kattun, aber nicht, als ob sie Mann und Frau sind, sondern als ob sie Brüderlein und Schwesterlein wären, und sie dürfen sich ein ganzes langes Jahr hindurch nicht berühren. Fromm, keusch und enthaltsam müssen sie bleiben, wenn es ihnen auch noch so schwer fallen mag. Die Tugend der Entsagung und die Festigkeit des Willens sollen gestählt werden. Erst wenn diese Fasten- und Prüfungszeit vorüber ist, dürfen sie sich dem Liebesrausche hingeben. Wehe ihnen, wenn sie nicht widerstehen können und doch schon vor Ablauf des Prüfungsjahres von der verbotenen Frucht heimlich naschen — bei Entdeckung müssen sie ihr Vergehen mit dem Tode büßen oder rechtzeitig in andere Gegenden flüchten, wohin der strafende Arm ihrer strengen Machthaber nicht reicht. Nur einmal habe ich beobachtet, wie ein liebeentbrannter Bräutigam verstoßen und mit zitterndem Finger den Arm und die nackte Brust seiner Auserkorenen betastete.

Während dieses Brautjahres malen sie sich mit roten und schwarzen Pflanzensäften breite Striche und Flecken im Gesicht, auf der Brust und auf den Armen und Beinen. Das entspricht den bei uns gebräuchlichen Verlobungsanzeigen und Trauringen.

Gleich nach der Geburt eines Kindes erhebt sich die junge Mutter von ihrem Lager, steigt zum Fluß hinab und badet sich. Das Baden im Flusse ist überhaupt eine Leidenschaft der Cayapa, zwei oder gar drei Bäder täglich nimmt jeder und jede von ihnen. Kaum hat die junge Frau ihr neugeborenes Kind verlassen, dann säubert die Großmutter es ein wenig, legt es nieder, und der Vater legt sich dann zu ihm und bleibt drei bis fünf Wochen bei dem Kinde liegen und läßt sich von seiner Frau hegen und pflegen, gerade als ob er die Wöchnerin wäre und das Kind mit Schmerzen zur Welt gebracht hätte und der Erholung und Pflege bedarf. Die junge Mutter aber verrichtet schon eine Stunde nach der Entbindung wieder ihre Arbeiten und geht ihren täglichen Beschäftigungen nach, gerade als ob nichts geschehen sei. Diese eigenartige Sitte hängt mit ihren religiösen Anschauungen und ihrer Furcht vor bösen Geistern und Dämonen zusammen, bezweckt aber auch, daß der Mann sich auch wirklich zur Vaterschaft des Kindes bekennt. Daß die Frauen bei solchen Gebräuchen, die ihnen nicht die geringste Schonung erlauben, schon nach wenigen Jahren ihre frühere Schönheit verloren haben, schnell verblühen und dann widerwärtig häßlich werden, ist selbstverständlich.

Die Cayapa leben in sehr harmonischer Ehe, Vi-eiweiberei oder Viel-männerei gibt es bei ihnen nicht, Ehebruch kommt niemals oder doch nur

sehr selten vor. Die Frau oder das Mädchen, die sich mit einem Weißen, einem Schwarzen oder einem Manne von irgendeiner anderen Rasse eingelassen hat, wird erbarmungslos getötet, selbst ein unschuldiges Gespräch mit solchen Männern ist den Weibern bei schwerer Strafe verboten. Wenn einer der Ehegatten gestorben ist, dann heiraten sie nicht wieder, auch dem Verstorbenen bleiben sie noch treu. Ihre Toten begraben sie erst dann, wenn die Leichen bereits in Verwesung übergegangen sind und der pestilenzartige Geruch nicht mehr auszuhalten ist.

Alle sonstigen andersrassigen Dorf- und Landbewohner dieser Länder sind sehr gastfrei und gewähren jedem Durchreisenden, mag er auch noch so arm sein, gern Unterkunft, selbst wenn sie keine Bezahlung dafür erhalten. Die Cayapa-Indianer machen darin eine Ausnahme, denn ihrer Frauen wegen fürchten sie die Fremden, vor welchen jene nicht immer sicher sind, aber besonders hassen sie deswegen die Neger, die sich schon öfters in gewalttätiger Weise an den Frauen vergriffen haben. Aus diesem Grunde ist es nicht leicht, in den Cayapadörfern ein Obdach zu finden. Da sie auch schon häufig von Negern bestohlen und mißhandelt worden sind, verlassen sie ihre Hütten, sobald sich ein Neger in der Nachbarschaft niederläßt, und ziehen sich immer weiter landeinwärts zurück. So sind sie schon vollständig vom Santiagofluß und vom Unterlauf des Cayapaflusses verschwunden.

In ihrer Gegend gibt es noch recht viel Gold, in allen Flüssen findet man Alluvialgold in kleinen Schüppchen. Aber diese Indianer, mit Ausnahme von einigen Modernen und Abtrünnigen, sammeln es nicht und tragen auch keine Schmucksachen aus Gold. Keiner von ihnen würde einem Fremden die Fundstätte dieses gelben Metalles verraten, selbst wenn ihm Reichtümer für seine Geheimnisse geboten würden. Für die Cayapa ist das Gold fluchbeladen, es hat die Weißen und die schwarzen Teufel in das Land gebracht, die sie zurückgedrängt und der Herrschaft beraubt haben. Ihre geschworenen Feinde sind und bleiben die Neger, weil sie von diesen schon zu häufig bitteres Unrecht erlitten haben.

Wenn die Cayapa allein und unbehelligt gelassen werden, sind sie heiter, zufrieden und glücklich. Politik und Bücherweisheit machen ihnen keine Sorgen. Wald, Feld und Fluß liefern ihnen in verschwenderischer Fülle alles, was sie zum Leben benötigen. Sie kennen alle Heilkräuter und Wurzeln der Gegend und wissen ganz genau, welche von ihnen sie vor Schlangenbissen schützen, und welche ihre Zahnschmerzen heilen können. Die Gemeindeverwaltung ist in guten Händen und kostet nichts, Steuern und Abgaben brauchen sie nicht zu zahlen. Um das, was in den Städten der Weißen und weit draußen in der großen Welt vorgeht, kümmern sie sich nicht. Um die Naturtriebe, um Frau und Kind, um Essen und Trinken dreht sich ihr Sinnen und Trachten, und alles übrige ist ihnen ganz gleichgültig, weil sie es nicht kennen oder nicht begreifen. Ihr einfaches, sorgloses Leben macht sie glücklich — sie sind reicher, als wir, die wir durch Hasten, Jagen und ehrgeiziges Vorwärtstreben keine Ruhe und kein Glück finden; sie sind glücklicher in ihrer Unwissenheit, als wir, die den dünnen Kulturfürnis hochmütig „Zivilisation“ nennen und die Cayapa verächtlich als „Wilde“ bezeichnen.